

Claudia Brendler

Däsende Mäwen

Roman



KNAUR*

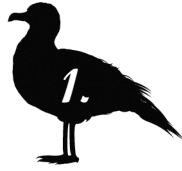
Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind
nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels
»Dösende Möwen« an: frauen@droemer-knaur.de



Copyright © 2014 Knaur Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Regine Weisbrod
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Daniela Schulz, Puchheim
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51514-3

2 4 5 3 1



Lümmelchen möchte unartig sein!«
Dr. Adrian Steinhöfer kauerte auf dem Parkettboden zu Claras Füßen. Im Hintergrund lief Vivaldi. Der Rotwein in der Karaffe schimmerte vornehm, nahezu arrogant. Clara füllte ihr Glas bis zum Rand und wünschte, sie könnte den Regisseur anrufen, der für diese Szene in ihrem Leben verantwortlich war. Nur zwei Stunden zuvor hatte sie noch mit Dr. Adrian Steinhöfer über das Drama im achtzehnten Jahrhundert gesprochen, in seiner bevorzugten Trattoria, bei phantastischen Pasta Tartufo und eben jenem Barbera Gran Riserva, der jetzt nicht gegen das hilflose Kichern half, das in ihr aufstieg. Es wäre ganz einfach gewesen, in die Restaurantszene einen kleinen Gang zur Toilette einzubauen. Und in die Toilette ein Fenster zum Hof. Aber wahrscheinlich hätte sie die Gelegenheit nicht genutzt: Sie steckte schon zu tief in dieser Affäre, mit allen Konsequenzen.

Angefangen hatte es an jenem Vormittag vor zwei Wochen. Als Dr. Adrian Steinhöfer, ihr Dozent für Sprech-erziehung und Theaterwissenschaft, sie mit diesem verschleierten Blick angesehen hatte, den alle Studentinnen der Schauspielschule betörend fanden. Auch Clara Tümmler, nach eigener Einschätzung eher unauffällige Studentin im fünften Semester, war seiner Ausstrahlung verfallen. Er geisterte durch ihre Tagträume, sie dachte an ihn, wenn sie

Liebesmonologe einstudierte, fand sich selbst albern, konnte es aber nicht verhindern.

»Das O, Frau Tümmeler«, sagte Adrian – und sie atmete ein, tiefer, als die Übung aus *Der kleine Hey*, der Bibel der Sprecherziehung, es verlangte.

»Oh Sonne, thronst so wolkenlos«, fing sie an, und Adrian trat einen Schritt näher, betrachtete sie wie einen delikaten Happen, den er auf dem üppig bestückten Buffet bisher übersehen hatte.

»Schon flog der Vogel hoch empor«, fuhr sie fort, bemüht, die O vollendet zu runden. Sie konnte sein Aftershave riechen, seinen Duft nach teuren Restaurants, Bildung, Einfluss, Macht.

»Wohl knospen Rosen schon, wo Moos«, hauchte sie, und Adrians Nasenflügel bebten; er öffnete die Lippen, als ob er ihre Doppel-O in sich hineinschlürfen wollte. Sie konnte sehen, wie sein Adamsapfel hinter dem gestärkten Kragen seines italienischen Seidenhemds Aufzug fuhr.

Die ersten Nächte waren noch halbwegs normal verlaufen. Kein Wort von Lümmelchen, und alle sonstigen Seltsamkeiten überzuckerte der rosafarbene Hauch der Verliebtheit und die Erregung, mit Adrian in einem Bett zu liegen. Beziehungsweise auf dem Sofa zu sitzen. Und ihm noch einmal das arglose O vorzusprechen, den Archetyp des Staunens, wie Adrian ihr ins Ohr flüsterte. Seiner Bitte, ihm auch das scheue E zu machen, war sie kichernd gefolgt. An den Rest wollte sie nicht denken. Sie musste sich zusammennehmen. Sie wusste, was das unartige Lümmelchen jetzt von ihr wollte: das ordinäre Ö. Hier wichen sie vom *Kleinen Hey* ab, weil darin seine Lieblingswörter Möwe, Schnösel und Mörser nicht vorkamen. Am schärfsten machte ihn das I. Und noch schärfer machte es Lümmelchen, wenn sie ihm das I verweigerte. Für das I versprach

Adrian ihr den Himmel auf Erden. Und genau das war der Grund, weshalb sie jetzt durchhalten musste. Sie schloss die Augen, stellte sich Dr. Adrian Steinhöfer vor, wie er tagsüber war – überlegen, distinguiert, intellektuell –, ein Eindruck, den Lämmelchen gerade zunichtemachte, indem er nach ihrem etwas unbeholfen hervorgestoßenen »Blöde Götter flöten schnöde« wimmernd ihre Waden umklammerte und um mehr bettelte. Sie wusste, dass sie Möwen, Mörser und Schnösel noch hinauszögern musste, stammelte etwas von tönernen Kröten und dachte dabei über das überraschende Angebot nach, das Adrian ihr nach ihrer I-Verweigerung gemacht hatte: Er werde einen Vorsprechertermin für sie organisieren, in einem renommierten Theater. »Was hältst du von Wien?«, hatte er geflüstert, tonlos vor Leidenschaft, und sie hatte nur stammeln können: »W... wie? Wien? Wirklich?«, eine Wortfolge, die auf Lämmelchen den gleichen Effekt hatte wie ein Tanz in Strapsen und mit Bunny-Ohren auf andere Männer. Nicht, dass sie sich damit auskannte. Die Männer, mit denen sie bisher zusammen gewesen war, hatten nie etwas Außergewöhnliches von ihr verlangt. Aber sie hatten auch keine Kontakte zum Wiener Burgtheater. Er werde ihr, hatte Adrian später lässig angeboten, bei den Vorbereitungen mit seinem Wissen zur Seite stehen, auch in den Semesterferien. Eine Vorstellung, die sie einerseits mit großer Freude, andererseits mit Gruseln erfüllte. Denn Lämmelchen wurde von Nacht zu Nacht unartiger, und einmal war sie schon aus dem Zimmer gestürzt und hatte in Adrians Zwanzig-Quadratmeter-Bad mit römischem Flair in ein Handtuch aus dickem Frotteestoff gebissen, bei voll aufgedrehten Wasserhähnen. Irgendwann würde sie die Fassung verlieren, egal, welche todernsten Dinge sie sich ausmalte, sie würde ihm ins Gesicht wiehern, grölen, brüllen, und dies wäre das Ende ihrer Träume

vom Burgtheater und auch von ihrem Abschluss. Denn Adrian saß in der Prüfungskommission.

Wie könnte sie ihm charmant andeuten, dass sie eine klitzekleine Pause brauchte? Sollte sie eine Urlaubsreise vorschützen? Aber sie konnte sich keine Reise leisten, und was war, wenn Adrian auf die Idee kam, sie im Urlaub zu besuchen? In ihrer zunehmenden Verzweiflung zog sie sogar einen Alibi-Besuch bei ihren Eltern in Erwägung, verwarf die Idee jedoch sofort wieder. In ihrem Heimatdorf in Rheinhessen stand ihr Name nicht für hohe Schauspielkunst, sondern für Fleisch. Ihre Eltern besaßen eine Metzgerei, und ihre ersten dramatischen Monologe hatte sie in der elterlichen Wurstkammer geprobt. »Freund, Gatte! Trauter! Bist du mir entrissen!«, hatte sie einer ergriffenen Salami entgegengeschmettert, um gleich darauf Bierschinken und Mortadella mit einem wehen »O Gott, ich hab ein Unglück ahnend Herz« zu stummem Erschauern zu bringen. Vielleicht war sie, zum Entsetzen und blanken Unverständnis ihrer Eltern, deshalb Vegetarierin geworden. Wer verspeiste schon seine Fans. Und wer Würste begeistern konnte, würde auch Intendanten und Regisseure des Wiener Burgtheaters beeindrucken.

Lümmelchen, zu ihren Füßen, bettelte um weitere Ö, und sie befeuerte seine Leidenschaft mit geföhnten Möpsen und höhnischen Schöffen. Sollte sie Goethe ins Spiel bringen? Wie stand Lümmelchen zum OE? Und wie lange würde sie das alles noch aushalten? Sie nahm einen großen Schluck Wein, blickte aus dem Fenster von Adrians Zweihundert-Quadratmeter-Altbauwohnung, hoch zu den wenigen, verlorenen Sternen über funkelnden Hochhausfassaden, als könnte von dort eine Lösung ihres Dilemmas kommen. *Bitte*, flüsterte etwas in ihr, etwas, das so kindlich arglos, offen und staunend war wie das O, *bitte, bitte, hol mich*

hier raus! Sie glaubte nicht an schnöde flötende Götter oder sonstige kosmische Kräfte, trotzdem schickte sie das Gebet in den Himmel über den Hochhäusern, und irgendwo, in der Weite des Universums, schaltete eine unbekannte Gottheit auf Empfang.

Der rettende Anruf kam ausgerechnet in Adrians Stunde. Sie stand auf der Bühne der Schauspielschule, zwischen ergriffen lauschenden Kommilitoninnen. Adrian dozierte über die perfekte Zungenhaltung bei der Artikulation des A. Ein Vokal, zu dem er, wie sie wusste, ein eher neutrales Verhältnis hatte; das A schien für ihn ein Kumpel zu sein, mit dem er um die Häuser zog. Und genau bei diesem Gedanken spielte ihr Handy die ersten Takte von *Get what I want*.

»Beginnen Sie bitte, Frau Tümmler«, sagte Adrian, betont förmlich, und sie brachte ihre Zunge in Position, locker dümpelnd am Rand der Schneidezähne, damit sie nicht die anrollenden Vokale dämpfte: »Barbara saß nah am Abhang, sprach gar sangbar, zaghafte langsam.« Adrian hatte sich umgedreht, ging im Saal auf und ab, und sie fischte das Smartphone aus der Tasche. Eine unbekannte Nummer. Aufleuchtend auf dem Display, in dringlichem Orange. Dazu die Wiederholung des Klingeltons, wieder und wieder, mit beinahe schicksalhafter Penetranz.

»Mannhaft naht alsdann am Waldrand« – wie von selbst hob sich die Hand, ihr Daumen drückte scheinbar ohne ihr Zutun den Knopf – »Abraham a Sancta Clara!«, schmetterte sie volltönend ins Telefon.

»Abraham?«, sagte der Anrufer. »Ich dachte, ich spreche mit Clara Tümmler ...?«

»Ja, natürlich! Ich bin Clara! Clara ... äh ... Tümmler-Abraham!«

»Ach so. Hier ist Valentin Lübers. Kennst du mich noch?«
Valentin, kannte sie einen Valentin? Hastig durchstöberte sie die zerfledderten Akten ihres Personengedächtnisses, ergebnislos. Um sie herum wisperten und kicherten ihre Kommilitonen, und Adrian starrte sie an. *Not amused*.

»Entschuldige, Lümm... äh ... Adrian, äh ... Herr Steinhöfer, es ... ich glaube, es ist wichtig!«

Das Gekicher hinter ihr wurde animierter. Ob sie vielleicht zurückrufen könne, fragte sie diesen Valentin, sie sei gleich ... »Nein, tut mir leid. Schottland ist schon außer Sicht.«

Es knisterte in der Leitung, und für einen Moment glaubte Clara, Dudelsackmusik zu hören. Wer war dieser Valentin? Ein Perverser, der im Schottenrock Frauen anrief und behauptete, sie zu kennen?

»Wahnsinnsangebot«, hörte sie ihn sagen, durch Geknister und Gedudel. »Fünfhundert Zuschauer!«

Worauf sie eine weitere Entschuldigung stammelte, das Telefon fest ans Ohr presste und eilig den Saal verließ.

»... nach dir gegoogelt«, verstand sie, dann wieder Musik, dazu der Lärm auf dem Gang der Schauspielschule: Text memorierende, sich unterhaltende, Fechtübungen absolvierende Kommilitonen.

»Dein Giftmonolog der Julia«, sagte Valentin, jetzt wieder deutlicher. »Einfach phantastisch, top, spitze!«

Offensichtlich meinte er die Romeo-und-Julia-Aufführung im Hinterhoftheater Bruchköbel, die der Theaterleiter gefilmt und aus unerfindlichen Gründen ins Internet gestellt hatte. Im Publikum saßen ausschließlich Verwandte der Darsteller, und die Mutter des Romeo, der eigentlich Harald hieß, feuerte ihren Sohn ständig an und gab ihm in breitestem Hessisch Tipps: »Trink des net! Ja, so eine Drecksau! Des kann mer doch net mache! Mer muss sich

doch vertraache!« Clara hatte nicht nur dagegen anspielen müssen, auch gegen die Reaktionen der anderen Verwandten, ein Soundtrack aus unterdrücktem Prusten, Schnauben, fassungslosem Winseln und energischen Zurechtweisungen. Würste waren ein entschieden würdigeres Publikum. Aber sie wollte jetzt nicht an Würste denken, sie musste sich konzentrieren.

Sie fragte Valentin nach dem Stück und nach den Proben und ob es ein Casting gebe. Mit einem Schlag stellte die gesamte Gangbevölkerung alle Aktivitäten ein und witterte in ihre Richtung. Clara biss sich auf die Lippe. Zu spät. Das Wort CASTING, das auf Schauspieler ähnlich wirkte wie FROLIC oder GASSI auf einen Hund, war ihr bereits ent schlüpft. Das mit dem Casting sei ... nun ja ... Valentin ver stummte kurz, ein klitzekleines Problem. Eigentlich werde in Hamburg geprobt, aber dafür sei keine Zeit mehr. Er suche nämlich Ersatz für eine – er räusperte sich – plötzlich erkrankte Darstellerin. Und, das sei ein weiteres, winziges Problemchen, er befände sich gerade an Bord eines Schiffes. Nicht irgendein Schiff, sondern ein Luxusliner der *flotten Flotte*, für dessen Unterhaltungsprogramm er zuständig sei. Das Schiff kreuze zwischen Hamburg, Norwegen, dem Nordkap, Island und Schottland. Das könne natürlich ein minimales Problemchen ... Ob Clara eigentlich verheiratet sei? Wegen dieses Doppelnamens?

»Nein, nein, im ... äh ... Gegenteil«, sagte Clara, »Abraham ist ... mein Künstlername.« Sie schloss die Augen, versuchte, sich eine Schiffsbühne vorzustellen, vielleicht auf Deck, eine schwankende Bühne, dahinter Meer, Wellen, Himmel, vielleicht gar vorbeiziehende Eisberge. Wie lange dauerte eine solche Fahrt? Ein Teil ihrer Seelenbesatzung hatte schon zu schunkeln begonnen, im Takt eines Seemannslieds – *Heut geht's an Bord, heut segeln wir fort, ob-hone*

Lümmelchen –, während ihr Verstand noch zu begreifen versuchte, was dieser Valentin über das Stück erzählte: Nicht wirklich ein Theaterstück, sondern eher eine anspruchsvolle Revue mit Spielszenen, dafür suche er eine Schauspielerin, die auch gut singen könne, der Text sei angelehnt an Romeo und Julia. Sie könne doch den Text der Julia noch?

»Es gibt da ein weiteres, mikroskopisch kleines Problem, du hast ... äh ... nicht allzu viel Zeit, den Text zu lernen. Aber du kannst dich auf deinen Partner verlassen, ein Top-Entertainer. Peachy the Peacock, du kennst ihn bestimmt?« Clara kannte ihn nicht, nickte aber vorsichtshalber, sogar mehrmals, vergaß vorübergehend, dass Valentin sie nicht sehen konnte. Aber Valentin redete sowieso schon weiter: Es gebe da noch ein Problem im Nanobereich, er könne ihr den Text nicht schicken, auch nicht per Mail zukommen lassen, sie seien schon zu weit vom Hafen entfernt, die Internetverbindung verabschiedete sich gerade. Überhaupt sei es schwierig mit der Verbindung auf See, es könne sein, dass der Funk auch gleich gestört sei, und vorher müssten sie ein weiteres Problemchen, sozusagen den Wurmfortsatz eines Problemchens, klären, nämlich ... »Keine Verbindung?«, unterbrach ihn Clara, verschluckte ein »Das ist ja super«, das ihr auf der Zunge lag, und stellte die nächste, drängende Frage: »Wann geht es überhaupt los?«

Stille. Sie hörte etwas rauschen, vielleicht die Wellen, dann hörte sie, wie Valentin tief einatmete und wieder ausatmete. »Morgen«, sagte er.

Zehn Minuten später mischte sie sich unter geflüsterten Entschuldigungen wieder in die Gruppe der Studenten. Dr. Adrian Steinhöfer quittierte ihre Wiederkehr mit zusammengepressten Lippen und Nichtbeachtung bis zum Ende der Stunde. Um ihr später eine SMS zu schicken, die

sie nicht verstand: Ich kinns kiem ibwirten bis hiet Nicht, di verrichtes Lider! Sie grübelte länger über dieser Botschaft. Was bedeutete das großgeschriebene Nicht? Und warum schrieb er Lieder nicht mit ie, ebenso wenig wie den dazugehörigen Artikel? Erst, als sie begriff, dass er ihr in den letzten drei Wörtern ein I für ein U vormachte, verstand sie auch den Rest der Botschaft. Oder der Bitschift. Die sie stillschweigend lischte. Um gleich darauf mit ihrem Smartphone – inzwischen war sie beinahe froh, dass sie sich kein iPhone leisten konnte – nach merkwürdigen sexuellen Vorlieben zu googeln. Sie fand allerlei: sensible Naturfans, die lieber mit Bäumen kuschelten als mit Frauen; anlehungsbedürftige Damen, die glatte, starke Mauern aufreger fanden als Männer; eine Frau, die Linienbussen ein gewisses Etwas zugestand und schwach wurde, wenn morgens der Vierunddreißiger, »dieser schmucke Doppeldecker-Bursche, OMG!«, in die Haltebucht einfuhr. Sie fand Männer, die zärtlich zu Luftballons waren, und ein japanisches Ehepaar, das nur miteinander konnte, wenn sich ihr Koi-Karpfen im Wert von zwanzig Millionen Yen im Raum befand. Aber nirgendwo entdeckte sie Hinweise auf Vokalfetischismus. Anscheinend war Lümmelchen ein Vorreiter. Was ihr auch nicht weiterhalf. Nur noch diese Nacht, sagte sie sich, während sie bereits Bühnengarderobe und Sportkleidung in ihren Koffer packte, auch den Bikini nicht vergaß – brauchte man ein Abendkleid? Gab es ein Käpt’nsdinner? –, nur noch diese eine Nacht, dann würde sie nach Hamburg fahren und am Schiffskai ihren Crew-Ausweis für die nächsten vier Wochen in Empfang nehmen. Sie müsse nicht gleich auf die Bühne, sie habe auf dem Schiff noch Zeit, den Text der Revue zu lernen, hatte Valentin gesagt.

Inzwischen wusste sie, woher sie ihn kannte. »Vielleicht hast

du mich unter ›Alamo der Magier‹ abgespeichert«, hatte er ihrem Gedächtnis auf die Sprünge geholfen, und tatsächlich: In einer leicht verstaubten Ablage mit der Aufschrift *Zu Verdrängendes* fand Clara Erinnerungen an Zeltauftritte bei heimischen Weinfesten mit ihrer damaligen Band Claire & the Countryboys. In ihren Spielpausen pflegte Alamo mit allem zu jonglieren, was sich auf den Tischen befand, auch mit Wurstbrötchen der Metzgerei Tümmeler, außerdem zersägte er eine Jungfrau, ein blasses Wesen, das nachher wiederauferstand, um eine öde Tanznummer mit Hula-Hoop-Reifen zu vollführen. Worauf Alamo das flüchtende Publikum mit einer Hypnosevorführung zu fesseln versuchte, eine Aktion, die er wieder aufgeben musste, nachdem die amtierende Weinkönigin Vanessa I. mit dem Ruf »Wo ist der Deinhard?« ins Schlagzeug gefallen war und darauf bestanden hatte, ein Solo zu spielen. Aber diese wilden Zeiten waren vorbei, inzwischen zersägte Alamo keine Jungfrauen mehr, er managte Kultur. Sie solle ihn Val nennen, hatte er mit dynamischer Managerstimme am Telefon gesagt, kurz bevor die Verbindung abbrach, und er freute sich auf sie, alles werde top, spitze.

Als sie den Reißverschluss ihres Rollkoffers zuzog, klingelte ihr Telefon. Dr. Adrian Steinhöfer. Der sich höflich, aber gestresst für den Abend entschuldigte: Er sei auf dem Weg in eine rasch einberufene, ärgerliche, jedoch unvermeidbare Konferenz. Sie lauschte seinen ausgewogenen Worten, jede Silbe so sorgsam poliert wie feinstes Tafelsilber, so klang der Adrian, in den sie sich verliebt hatte. Eine Weile saß sie danach tränenblind an ihrem Schreibtisch. Dann riss sie sich zusammen, tippte eine lange Mail an Adrian, beschrieb, wie wichtig das Engagement auf dem Schiff für sie war und wie sehr sie sich darauf freute, ihn danach wiederzusehen. Sie achtete auf die Ausgewogenheit aller Vokale, verwende-

te neben scheuen, rehhaften E auch einige arglose O, wie kleine gehauchte Küsse, vermied Ä, die Adrian als grobschlächtig bezeichnete – ein Wort, bei dem sie immer zusammenzuckte und an ihre Metzgerswurzeln dachte –, und setzte gezielt verlockende I ein: *Ich vermisse dich und bin begierig, mit dir bei Linguini und Ziegenbrie gewisse intellektuelle Gipfel zu erklimmen*. Sie unterschrieb mit: *Dein i-Tüpfelchen*. Eine Idee, auf die sie am nächsten Morgen immer noch stolz war. Sie schickte die Mail ab, die bis jetzt im Ordner Entwürfe ihres Mailprogramms geschlummert hatte, nahm Koffer und Tasche und verließ die Wohnung.

Logbuch von Simon

18.7.13

4.10 Uhr MEZ

kurz vor der Deutschen Bucht, geschätzte 53° 27' N

9,5 Grad Celsius

Ausnahmsweise ist kein Passagier an Deck, ich bin allein in dieser geheimnisvollen Stunde zwischen Nacht und Morgen. Erste Möwen, in den Wind geworfen, kreisen über mir im Grau. Land ist zu ahnen.

Habe auf mein Ritual des letzten Reiseabends verzichtet und keine Schülerin verführt. Falls dieses Schiff auf einen Eisberg aufläuft und wie durch ein Wunder nur dieses Logbuch gerettet wird, möchte ich klarstellen: Es handelt sich hierbei nicht um Minderjährige. Eher im Gegenteil. Das Durchschnittsalter meines Bord-Zeichenkurses lag um einiges höher als die Höchsttemperaturen des südspanischen Sommers. Wenn es nicht uncharmant wäre, würde ich sagen, es ging eher in Richtung Death

Valley, Kalifornien. Für diejenigen, die jetzt Sexismus wittern: Dies war nicht der Grund meines Verzichts. Der Grund waren die Knoblauch-Köttbullar vom Abendessen. Das nordische Abschiedsbuffet ist immer eine Herausforderung für die Küche, weil wirkliche Spezialitäten des Nordens wie gedörrter Stockfisch oder vergammelter Hai nicht in Frage kommen. Unser Chefkoch rettet sich in eine unentschlossene skandinavische Küche mit kleinen italienischen Ausrutschern wie zum Beispiel Ricottafüllung in den Lachsrollchen. Und am Ende stürzen sich die Passagiere sowieso auf das, was sie schon kennen: Pølser und Köttbullar. Die wie ein Stein im Magen liegen und zu betäubenden Ausdünstungen führen, aus Poren, deren Existenz man bislang noch nicht einmal geahnt hatte. Habe selbst davon gegessen und es nachher – ich werde alt! – nicht einmal mehr geschafft, an Sex zu denken.

Jetzt ist es zu spät, die Dunkelhaarige, die ich im Auge hatte, schläft der baldigen Ankunft in Hamburg entgegen.

Die Reise verlief überraschend angenehm. Trotz der Anwesenheit unseres neuen Vorgesetzten. Valentin Lübers. Oder auf Coolsprech: Val. So möchte er genannt werden. Unser dynamischer *Kutumanager*. Keiner von uns hat ihn auf das fehlende / auf seinem Berufsbezeichnungsschild hingewiesen. In entscheidenden Dingen hält die Bespaßungscrew eben doch zusammen. Val trägt seine weiße Uniformjacke mit Stolz, und er gibt sich alle Mühe, auszusehen wie aus dem Ei gepellt, mit frisch gebügelten Hosen und sorgfältig gekämmten Haaren, glatt rasiert bis auf das nassforschere Oberlippenbärtchen, das er sich, so meine Vermutung, extra für seinen superwichtigen Job hat wachsen lassen.

Natürlich will er hier an Bord alles ändern. Okay, unsere jetzigen Flotte-Motto-Shows kommen nicht rasend gut an. Bei den *La Paloma Perlen* bleiben nur diejenigen bis zum Schluss sitzen, die es aus diversen Gründen (Sonnenstich, beim Abendessen mehr

gegessen, als man anheben konnte, Rollator geklaut) nicht schaffen, die Flucht zu ergreifen. Und die sogenannte Wikinger-show lebt allein davon, dass unsere Sunny eine Elfe spielt. Und wie. Im Laufe der Aufführungen ist das ursprüngliche Konzept ein wenig in Vergessenheit geraten, man könnte das Ganze in *Sunnys Peepshow* umbenennen. Den wenigen männlichen Passagieren, denen der Besuch nicht von ihren Frauen verboten wird, gefällt's. Aber jetzt sind Sunnys Elfentage gezählt, Val hat eine neue Flotte-Motto-Show in Auftrag gegeben. Wenn ich hier Katurmanager wäre – was Odin, Thor, Zeus und die internationale Göttergewerkschaft bitte verhüten möchten! –, würde ich first of all diese albernen Bezeichnungen für unsere Shows ändern. Es reicht schon, dass unsere Schiffe flotte Flotte heißen. Vom *flotten Motto* ist es nicht weit zur *flotten Motte*. Und zum *flotten Otto*. Unser Katurmanager hat immerhin schon versucht, herauszufinden, auf welchem Weg diese nicht allzu schmeichelhaften internen Crew-Bezeichnungen auf jeder Fahrt zu den Passagieren gelangen. Er hat mich in dringendem Verdacht. Schließlich habe ich die besten Passagierkontakte. Falls es diejenigen interessiert, die im Falle eines Untergangs nach dem Schiffswrack tauchen und vielleicht dieses in Plastik eingeschweißte Logbuch finden: Ich bin es nicht, aber ich lasse ihn in dem Glauben. Sunny hat schon genug Probleme. Und die löst sie nicht dadurch, dass sie sich in der Crew-Bar auf Vals Schoß setzt, sich an seinem Schlips festhält, auch – ooops! – tiefer, und ihn »ihren Tarzan« nennt. Val bekommt dann immer diesen Fluchttierblick. Verdattertes Reh. Ich habe ihn schon gezeichnet. Vals neue Flotte-Motto-Show stellt den Anfang eines ausgefuchsten Rationalisierungsprojekts dar. Er hat das gesamte Tanzensemble eingespart, auch die Chorsänger, und kommt mit zwei Schauspielern aus. Der Titel ist schon einmal beeindruckend: *Entflammt im ewigen Eis*. Die Proben in Hamburg würden top laufen, hat unser lieber Val uns versichert, einfach spit-

ze. Es ist rührend, wie er dabei die Arme hinter dem Rücken verschränkt und sich sein Mittelfinger wie von selbst über den Zeigefinger schiebt, sicher eine alte Angewohnheit aus Kindertagen, als irgendwer ihm eingeredet hat, dass er von einem schleimigen grünen Monster mit Augen so groß und schwarz wie Untertassen verschluckt wird, sobald er lügt. Val sieht aus wie jemand, der als Kind solche Geschichten geglaubt hat. Natürlich hat das Monster kleine Tittchen, man muss kein Freudianer sein, um zu vermuten, dass Vals Unbewusstes Lustangst-Erfahrungen mit übergriffigen Frauen gemacht haben muss. Heute werden seine beiden neuen Stars (so bezeichnet sie Val) an Bord kommen. Diesen Peachy the Peacock habe ich im Internetcafé in Akureyri gegoogelt, aber allzu viel habe ich nicht gefunden, nur, dass er die Superstarshow 2008 vorzeitig verlassen musste und 2011 irgendeinen Salsa-Sommerhit hatte. Weiteres habe ich aus bestimmten Gründen nicht mehr in Erfahrung bringen können. (Kristin, meine Islandgöttin! Stand hinter mir, beugte sich über meine Schulter, ihre Haare an meinem Gesicht, ihre Brüste, gütiger Gott, in meinem Rücken, dies alles im Internetcafé, wo wir nicht blieben, hätte beinahe die Abfahrt verpasst!) Auch über die weibliche Darstellerin habe ich nichts herausgefunden. Irgendetwas muss passiert sein, was sie betrifft, unser wackerer Val war kurz hinter Island völlig von der Rolle, das Telefon war praktisch mit seinem Ohr verwachsen. Wie ich seinen hektischen, beinahe panischen, immer wieder von Funklöchern unterbrochenen Gesprächen entnommen zu haben glaube, ist die ursprüngliche weibliche Darstellerin einfach verschwunden, mitten in den Proben. Wie weggezaubert. Und passend dazu fing Val zu zaubern an. Vielleicht als Therapie, im homöopathischen Sinn: Ähnliches mit Ähnlichem bekämpfen. Als er sich einen Moment allein in der Crew-Kantine wähnte, ging es los, plötzlich waren Salz- und Pfefferstreuer in der Luft, dazu das Fässchen mit den Zahnstochern, jonglierend schaute er sich um,

bemerkte mich nicht hinter dem noch halb geschlossenen Durchreichefenster zur Küche, wo ich mich aus persönlichen Gründen aufhielt, schwupp, kamen ein paar Lachsrollchen hinzu, samt Ricottafüllung, die sich in der Luft noch von den Rollchen verabschiedete. Er jongliert gut, zugegeben, er soll ja früher gezaubert haben, munkelt man. Als sich eine der Küchenpraktikantinnen vom Gang her näherte, fing er rasch alles wieder auf, auch Teile der Lachsrollchenfüllung, sogar einige der lose herumfliegenden Zahnstocher. (Der Deckel des Fässchens hatte sich gelöst, ein Zahnstocherpfeilhagel ging ausgerechnet über der Terrine mit der Thai-Suppe süßsauer nieder, mit der unser Koch immer die Crew beglückt und die allgemein für Spülwasser gehalten wird.)

Vermutlich hat noch kein psychiatrisches Lehrbuch dieses Krankheitsbild aufgelistet: Zwanghaftes Jonglieren. Auch später in der Crew-Bar konnte er die Hände nicht still halten, ruck, zuck hatte er herumliegende Bierdeckel gemischt und aufgefächert wie Spielkarten, dann kreuzte Sunny in der Bar auf, im Elfenkostüm, und er legte die Hände rasch in den Schoß.

Jetzt ist der Riss in der Nacht größer geworden. An Land würden Vögel zwitschern, hier kreischen die Möwen. Wir nähern uns der Elbmündung, dem Morgen und damit dem Ende friedlichen Alleinseins. Schon höre ich Schritte unter den Möwenschreien, der erste Frühaufsteher – ich tippe auf Rentner – kommt die Stahltreppe herauf.

Nachtrag

18.7.13

4.58 Uhr MEZ

Folgendes möchte ich für die Nachwelt festhalten. Für diejenigen, die vielleicht in Hunderten von Jahren dieses Logbuch finden, in einem ausgebrannten, völlig verkohlten Schiffswrack,

und wissen möchten, warum damals das Feuer ausgebrochen ist. Vielleicht fragen sie sich auch, warum man überhaupt Tausende von Menschen auf engstem Raum über die Ozeane geschippert und sie vier Mal täglich mit üppigen All-inclusive-Mahlzeiten vollgestopft hat, um die Verdauungsergebnisse dieser Orgien dann in den Häfen zu verklappen. Auf diese Frage weiß ich, ihr lieben Zukünftigen, keine Antwort, auf die Frage nach der Brandursache jedoch schon: Der Zauberer war's. Er übt heimlich Feuerschlucken. Er kam am frühen Morgen des 18.7.2013 an Deck, noch vor der Sonne, die zuerst die Stühle an der Reling küsst, mühte sich eine Weile mit Stabfeuerzeug und einer kleinen Flasche ab, stand dann breitbeinig, stemmte sich gegen das leichte Schlingern, den Kopf in den Nacken gelegt, und frühstückte eine brennende Fackel. Bei Windstärke fünf. Ungeachtet des möglichen Funkenflugs. Danach schlich er sich davon, mit angesengtem Oberlippenbärtchen.

Ich habe Fotos gemacht. Für alle Fälle.

Wer weiß, was sich noch damit anfangen lässt.